

**Rede von Oberbürgermeisterin Katharina Pötter
aus Anlass der Aushändigung der Justus Möser-Medaille
an Herrn Minister Boris Pistorius am
Donnerstag, 6. Februar 2025,
im Friedenssaal des Rathauses der Stadt Osnabrück**

– Es gilt das gesprochene Wort! –

Sehr geehrter Herr Minister, lieber Boris,
liebe Familie Pistorius,
sehr geehrter Ehrenbürger Hans-Jürgen Fip,
sehr geehrte Justus-Möser-Medaillenträger der vergangenen Jahre,
sehr geehrter Herr Bajus als Mitglied Niedersächsischen Landtages,
liebe Mitglieder des Rates und Vorstandskollegen,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Gäste,

ich freue mich sehr, Sie alle hier begrüßen zu dürfen – in der Herzkammer der Osnabrücker Stadtgesellschaft. Vor allem aber freue ich mich, dich hier begrüßen zu dürfen, lieber Boris Pistorius. Vielen anderen, die hier empfangen werden, erkläre ich an dieser Stelle erst einmal die Geschichte und Bedeutung des Friedenssaals. Lieber Boris, das möchte ich dir gerne ersparen. Denn du könntest meine Ausführungen sicherlich auswendig mitsprechen, so oft, wie du selbst an dieser Stelle gestanden und Gäste begrüßt hast.

Du hast in deiner Amtszeit in diesem Saal auch zwei Personen mit der Justus-Möser-Medaille ausgezeichnet: Das waren Bischof Franz-Josef Bode und der langjährige FH-Präsident Erhard Mielenhausen. Heute erhältst du selbst diese Medaille, die abgesehen von der Ehrenbürgerwürde die höchste Auszeichnung ist, die unsere Stadt zu vergeben hat.

Und ich möchte hinzufügen, dass der Vorschlag, dem verdienten Osnabrücker Bürger Boris Pistorius die Möser-Medaille zu verleihen, im Rat und auch in der Verwaltung völlig unumstritten war.

Lieber Boris, als du von 2006 bis 2013 Oberbürgermeister dieser Stadt warst, war unsere Welt noch eine andere. Viele werden wahrscheinlich sagen: Sie war

besser. Aus heutiger Sicht war damals zumindest vieles leichter. *Scheinbar* leichter, sollte vielleicht besser gesagt werden.

Sicherlich gab es auch vor 10–15 Jahren schon Menschen, die grundsätzlich an unserer Demokratie zweifelten und unsere Institutionen in Frage stellten. Aber sie waren viel deutlicher in der Minderheit, als es heute leider der Fall ist.

Damals war es auch leichter als heute, für Frieden zu sein. In der Friedensstadt Osnabrück – aber auch überall sonst. Man musste ja nur gegen Krieg sein. Und wer ist schon für Krieg...? Wer damals öffentlich behauptet hätte, Europa könne in absehbarer Zeit wieder von außen militärisch bedroht werden und müsse sich wappnen, wäre bestenfalls als ewiger kalter Krieger belächelt worden. Schlimmstenfalls wäre er sogar verdächtigt worden, womöglich wirtschaftlich von einem militärischen Konflikt profitieren zu wollen.

Zu dieser Pose eines *gratismutigen Pazifismus* gehörte für viele die pauschale Ablehnung alles Militärischen, und damit auch der Bundeswehr. Einige forderten sogar ihre Abschaffung. Viele andere erkannten zwar grundsätzlich die Notwendigkeit einer bundesdeutschen Armee an, wollten aber selbst möglichst nichts mit ihr zu tun haben: Uniformierte Soldaten im öffentlichen Raum – musste das denn im 21. Jahrhundert wirklich noch sein?

Hatten nicht gerade wir Deutschen aus der Vergangenheit gelernt, dass all das zu nichts Gutem führt? Nachwuchsgewinnung der Bundeswehr an Schulen oder auf Jobmessen – ein normaler Vorgang oder ein Ärgernis, das es zu unterbinden gilt? Solche Diskussionen wurden damals – und wurden noch bis vor kurzem – geführt. Von der Frage nach der Sinnhaftigkeit und moralischen Akzeptanz von Auslandseinsätzen im Rahmen unserer internationalen Bündnisse ganz zu schweigen.

2011 wurde die Wehrpflicht zwar nicht abgeschafft, aber doch bis auf weiteres ausgesetzt. Dass 18-jährige Männer erst marschieren, salutieren und schießen lernen müssen, bevor sie studieren oder eine Berufsausbildung beginnen dürfen, war der Bevölkerung einfach nicht mehr zu vermitteln.

Denn wir wollten zu dieser Zeit einfach nicht wahrhaben, dass die europäische Sicherheit durch das neue Großmachtstreben Russlands längst wieder bedroht war. Auch dann nicht, als es bereits sehr deutliche Anzeichen dafür gab, dass Wladimir Putin es ernst meinte, und aus den osteuropäischen Ländern deutliche Warnungen kamen. Vielmehr betrachtete man Putin weiterhin als verlässlichen Handelspartner, ja als Freund unseres Landes, der vielleicht gerade etwas aus dem Ruder gelaufen war, sich aber bald wieder beruhigen würde.

Manche behaupten sogar bis heute, man müsse Russland nur ein wenig entgegenkommen und seine Interessen stärker als bisher berücksichtigen, dann werde bald alles wieder wie früher.

Als Bundesminister der Verteidigung wird Boris Pistorius nicht müde, solch naiven und geschichtsklitternden Vorstellungen mit deutlichen Worten entgegenzutreten. Und er sagt klipp und klar, dass nicht zuletzt Deutschland zu den Hauptzielen einer hybriden Kriegsführung gehört, die unsere Sicherheit ernsthaft gefährdet. Nicht erst in näherer Zukunft, sondern bereits jetzt.

Wie Boris Pistorius deutliche Worte zu finden, gehört zu den positiven Eigenschaften bedeutender Politikerinnen und Politiker. So ein Politiker war auch Justus Möser, der Namensgeber der Medaille, die wir heute verleihen.

Was würde Möser heute wohl zu den Problemen unserer Zeit sagen? Diese Frage von hier aus abschließend beantworten zu wollen, erscheint vermessen, und ich werde dieser Versuchung auch nicht erliegen. Was wir aber tun können, um uns der Antwort zumindest anzunähern, ist in Möser's Zeit zurückzublicken.

Dass es überall in Europa Kriege gab, war den damaligen Menschen alles andere als gleichgültig. Es gehörte aber auch zu ihrer gewohnten Lebensrealität. Möser selbst hat unter anderem den Siebenjährigen Krieg miterlebt, der auch auf Osnabrück erhebliche Auswirkungen hatte. Und er hat verschiedene Besatzungsarmeen in seine Heimat einmarschieren und irgendwann auch wieder abrücken sehen. Er wusste also, was bewaffnete Konflikte bedeuten.

Möser sah den Krieg insofern vermutlich in erster Linie durch die Brille des Kommunalpolitikers, der vor Ort auszubaden hatte, was anderswo ausgeheckt wurde. Das kennen wir alle ja nur allzu gut.

In einer Zeit, in der die Ressourcen ständig knapp waren und schon eine einzige Missernte die gesamte Gesellschaft in schwere Bedrängnis bringen konnte, war ein Krieg in jedem Fall etwas, vor dem sich die damaligen Menschen nicht bloß abstrakt, sondern sehr konkret fürchteten. Ein Krieg war für Möser und seine Zeitgenossen das größte anzunehmende Unglück. Ein Unglück, das durchaus eintreten konnte.

Justus Möser war insofern ganz sicher kein Freund des Militarismus – die gleichförmige Zackigkeit des Preußentums behagte ihm zum Beispiel erklärtermaßen ganz und gar nicht. Und in seiner 1748 entstandenen Ode an den

Westfälischen Frieden feiert er den damals bereits 100 Jahre zurückliegenden Friedensschluss von Münster und Osnabrück.

Aber es darf wohl auch unterstellt werden, dass es für Möser – wie für die allermeisten seiner Zeitgenossen – eben auch selbstverständlich war, dass eine Gesellschaft nicht wehrlos sein darf, sondern sich gegen äußere Bedrohungen rüsten muss. Bei aller Hoffnung, dass die Soldaten am Ende zu Hause – und dass die Waffen im Arsenal bleiben können.

Die Notwendigkeit, dafür zu sorgen, dass man sich nachhaltig verteidigen kann, war bei uns Heutigen zuletzt ein wenig in Vergessenheit geraten. Dass auch wir nach Jahrzehnten eines scheinbar finalen Friedens wieder davon ausgehen müssen, uns schlimmstenfalls sogar gegen konventionelle Angriffe zur Wehr setzen zu müssen, war das, was der Bundeskanzler völlig zu Recht eine „Zeitenwende“ genannt hat.

Boris Pistorius würzte rhetorisch sogar noch einmal deutlich nach. Dass er von der „Kriegstüchtigkeit“ sprach, die Deutschland schleunigst herstellen müsse, dürfte einem überzeugten Sozialdemokraten wie ihm schwergefallen sein. Und er ist für diese Wortwahl ja auch kritisiert worden. Doch er ist eben niemand, der sich wegduckt, sondern der den Rücken gerademacht und zu seinen Überzeugungen steht – wenn es nötig ist, auch mit deutlichen Worten, die sich oft wohltuend von vielen weichgespülten Politiker-Statements abheben, die es sonst zu hören gibt.

Wenn sich Meinungsforscher einig sind, dass Boris Pistorius bereits seit vielen Monaten der mit Abstand beliebteste Politiker Deutschlands ist, dann liegt das wohl vor allem an genau dieser Gradlinigkeit, für die ihn auch seine politischen Gegner schätzen. Er ist keiner, der bequem ist. Das will er auch gar nicht sein. Aber eines würden ich und andere, die ihm privat oder beruflich begegnet sind, sicherlich jederzeit über ihn sagen: Man kann sich auf Boris Pistorius verlassen. Auch ich habe das schon ganz konkret zu schätzen gelernt, etwa bei unseren regelmäßigen Gesprächen aus Anlass der Volkswagen-Krise.

Dass ein Bundesminister persönlich ans Telefon geht, wenn eine Oberbürgermeisterin anruft, die noch dazu einer anderen Partei angehört – das ist nicht selbstverständlich. Doch wenn es um seine Heimatstadt geht, ist Boris Pistorius immer zu sprechen.

Verlässlich, bodenständig und geradeaus – vielleicht ist dieser Bundesminister der Verteidigung im besten Sinne ein „typischer Osnabrücker“. Und anders als

sein Parteifreund, der Bundeskanzler, der als bekennender Hanseat viel lieber in Hamburg geboren worden wäre als bei uns im Stadtteil Schinkel, ist Boris Pistorius eben auch ein „stolzer Osnabrücker“. Ein „stolzer Schinkelaner“ ist er natürlich obendrein.

Dass die Strukturreform der Bundeswehr im April des vergangenen Jahres in diesem Rathaus beraten und schließlich als „Osnabrücker Erlass“ unterzeichnet wurde, ist kein Zufall gewesen – und es war auch mehr als das bloße Auspielen eines Heimvorteils. Dieser Bundesverteidigungsminister kommt aus Osnabrück – und das soll national und auch international ruhig jeder wissen.

Und wenn er an der Bremer Brücke auf seinem Dauerkartenplatz sitzt, dann nicht, weil sich ein Politiker nun einmal ab und zu im Stadion zeigen muss. Sondern, weil Boris Pistorius einfach Lust auf den VfL Osnabrück hat, zu dessen Heimspielen er schon bei Wind und Wetter gegangen ist, als von einem Platz an einem Kabinettstisch noch keine Rede war.

Ein Spiel in der Nachspielzeit drehen – dafür ist der VfL ja bekanntlich immer gut. Lieber Boris, auch dir ist das vor mittlerweile 19 Jahren gelungen. Franz Müntefering sagte ja einmal, die schönsten Ämter der Welt seien Papst und SPD-Vorsitzender. Ich kann beides nicht beurteilen. Aber falls es stimmen sollte, dann kommt in jedem Fall das Amt des Oberbürgermeisters von Osnabrück spätestens an dritter Stelle.

Im November 2006 konntest diese hauptamtliche Tätigkeit nach Jahren des ehrenamtlichen Engagements im Rat unserer Stadt antreten. Dafür musstest du einen nicht ganz unerheblichen Rückstand aus dem ersten Wahlgang drehen. Das hat in der Stichwahl dann ziemlich souverän funktioniert – eben in VfL-Manier.

Noch vor Ablauf deiner Amtszeit hast du dich dann von Stephan Weil nach Hannover locken lassen, wo du dir als Niedersächsischer Innenminister – erneut über Parteigrenzen hinweg – großen Respekt verschafft hast. Es folgte das Amt des Bundesministers der Verteidigung, für das bis zum heutigen Tag das Gleiche gilt.

Nicht wenige hätten dich in diesen Tagen gerne auf den großen Wahlplakaten deiner Partei gesehen, und nicht wenige glauben angesichts der bereits erwähnten Beliebtheitswerte, dass du bessere Chancen gehabt hättest als der Amtsinhaber. Das kann und will ich nicht beurteilen. Aber du wirst deine Gründe

dafür gehabt haben, die aufkommende Diskussion um eine mögliche Kandidatur sehr schnell und sehr nachhaltig zu beenden.

Doch zurück zu deiner Zeit als Oberbürgermeister von Osnabrück. Im Rückblick zog die „NOZ“ folgende Bilanz deiner sechs Jahre im Rathaus: Nach einem holprigen Start – der Redakteur machte das am gescheiterten Plan für eine Osnabrück-Arena fest – sei die Amtszeit von Boris Pistorius von großen Weichenstellungen geprägt gewesen. Als Beispiele werden in dem Artikel unter anderem Konversion, Ausstieg aus der Bundesgartenschau, Stadthallen-Umbau und Kita-Ausbau genannt. Auch an die „Weltstädtchen“-Kampagne wird darin erinnert.

Es folgten lobende Worte über die Amtsführung: „Er gab seinen Leuten freie Hand. Aber wenn Fehler passierten, ging er in die Bürgerversammlung und hielt seinen Kopf hin.“ Wer heute mit Mitarbeitenden der Stadtverwaltung spricht, die damals schon dabei waren, erntet an dieser Stelle ein klares Nicken.

Boris Pistorius, so führte es die „NOZ“ weiter aus, „regierte pragmatisch, aber immer auf der Basis fester Werte“. Und dann folgte ein wichtiger Satz: „Er stand und steht für eine offensive Integrationspolitik und das Friedensimage der Stadt.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, mit der Justus-Möser-Medaille werden Persönlichkeiten oder auch Institutionen geehrt, die sich im Sinne Möasers in hervorragender Weise um das öffentliche Wohl verdient gemacht haben.

Ich denke, wir sind uns alle darüber einig, dass du, lieber Boris Pistorius, eine solche Persönlichkeit bist. Und deshalb freue ich mich sehr, dass ich dir diese Medaille, die unsere höchste Auszeichnung ist, nun gleich überreichen darf.

Du bist nach Ursula Flick übrigens erst der zweite frühere Osnabrücker OB, dem diese Ehre zuteilwird – und sogar der erste, der dieses Amt nach Einführung der Eingemeindung hauptamtlich ausgeübt hat.

Die Stadt Osnabrück bedankt sich bei dir mit dieser Medaille für alles, was du für uns geleistet hast. Wir hoffen, dass du dich über die Auszeichnung freust und sie in Ehren hältst. Und wir sind uns sicher, dass du uns – deiner Heimatstadt – auch künftig die Treue halten wirst.

Vielen Dank!